

## Keynote: Die urbane Differenz des Ruhrgebiets

Autor: Heinz Bude

Die Entstehung des Ruhrgebiets als ein eigenes sozialräumliches Gebilde gehört zur Konstitutionsphase der „verspäteten Nation“ (Helmuth Plessner) mit ihrer schnellen Industrialisierung und ihrer verzögerten Modernisierung. Eingefasst in industrie feudale Strukturen, wo der Fabrikant seine Villa auf dem Werksgelände hatte, gruppierte sich die aus den ländlichen Gebieten rekrutierte Arbeiterschaft um den Betrieb als Vergesellschaftungskern. Die Kohle war das Gold der modernsten Volkswirtschaft Europas, die sich anschickte, das Modell Englands, an dem Marx seine Theorie des Kapitals und des endemischen Krisencharakters der darauf sich gründenden Wirtschaft exemplifiziert hatte, zusammen mit den USA hinter sich zu lassen. Die Arbeitersiedlung definierte den Siedlungstyp des industriellen Dorfes mit Einzelhausparzellen, Taubenzucht und Gesprächen über den Gartenzaun. Die „kleine Habe“ war Beweis der industriegesellschaftlichen Teilhabe. Industrielle Disziplin und dörfliche Vergemeinschaftung waren demnach keine Gegensätze. Stadt, wie sie der Berliner Georg Simmel als atmosphärischer Raum einer kultivierten Indifferenz vorstellte, existierte im Revier nie. Dafür fehlten die Boulevards fürs Flanieren genauso wie die Hinterhöfe für die Symphonie des proletarischen Kollektivlebens. Das ist die Ausgangslage bis heute für die Suche nach einer spezifischen Urbanität des Reviers, die Industriekultur und Industrienatur in einer Symbiose eigener Art aufgehen ließe.

Damit soll nicht geleugnet werden, dass im frühen 20. Jahrhundert Beispiele moderner Stadtentwicklung unter der Bedingung der Hochindustrie mit kompakt gebauten Strukturen und vielen öffnenden Freiräumen entlang einer großen Straße (B 1/A 40) als Lebensader entstanden sind. Das hat aber nichts an der „durchschossenen Urbanität des Reviers“ geändert. Die vier Hauptstädte Duisburg, Essen, Bochum und Dortmund sind Orte urbaner Verdichtungen, ergeben aber keine urbane Serie, die eine Ruhrstadt zur Anschauung bringt. Trotz vielfacher soziokultureller Mittelebildungen, für die Helmut Schelsky schon Ende der 1950er Jahre in der Dortmunder Sozialforschungsstelle das Programm ausgegeben hatte, ist die Raummatrix von physischen Eigenarten, kollektiven Lebenszuschnitten und gebauten Atmosphären erhalten geblieben. Der Pott ist Kult, das hat Peter Zadek in seinem Volkstheater am Schauspielhaus Bochum in der 1970er Jahren vorgeführt, und davon lebt die fußballerische Unterhaltungsindustrie von Borussia Dortmund, Schalke 04 und Rotweiß Essen bis zum heutigen Tag. Aber der Pott ist keine „Weltstadt Ruhr“ (Christoph Zöpel).

Man muss sich vielmehr klar machen, dass das Ruhrgebiet eine Gesellschaft eigener Art bildet: Der Vergesellschaftungskern in der Welt von „Milch und Kohle“ (Ralf Rothmann) ist weder die Stadt noch das Dorf, sondern der Betrieb als Zeche, Hütte und Werk. „Mama Hoesch“ sagten die Hoeschianer zu ihrem Betrieb, der sie nährte, organisierte und ausbeutete. Der Betrieb ist nämlich nicht bloßer Fabrikort, sondern Keimzelle des gemeinsamen Lebens im Schichtbetrieb und in der Arbeitersiedlung. Die starke Bindung durch die Betriebsgemeinschaft genoss zwischen Ruhr und Emscher zweifelsfreie Priorität vor der schwachen Bindung durch ein städtisches Publikum.

## **Ruhrurbanität**

Die Zukunft der Ruhrurbanität muss daher den Verlust des betrieblichen Vergesellschaftungskerns in Rechnung stellen. Man kommt raumstrukturell und städtebaulich nicht weiter, wenn man kein Substitut für diesen emotional tief sitzenden Bindungskomplex denken kann. Die beiden prominenten Zukunftsbilder, die heute im urbanen Design fürs Ruhrgebiet gehandelt werden, gehen dieser Frage aus dem Weg: Die Idee der Stadt im Grünen wie der Idee der Campus-Stadt zeichnen sich hier durch eine Fehlanzeige aus. Denn weder im Bild der ökologischen Gesellschaft noch in dem der Wissensgesellschaft lassen sich Trägergruppen ausmachen, die Bindungen jenseits ihrer Milieubelange versprechen.

Es ist keine Frage, dass die Universitäten im Ruhrgebiet zu einer nachhaltigen Hebung der Wissenskompetenzen in den Generationen der Babyboomer und der Millennials mit Ruhrgebietswurzeln beigetragen haben. Und es stimmt auch, dass viele, um nicht zu sagen zu viele, von den Höhergebildeten dieser Jahrgangslagen die Region auf der Suche nach besseren Berufs- und Lebenschancen verlassen haben. Und schließlich ist auch nicht von der Hand zu weisen, dass gerade die Institutionen der tertiären Bildung für eine hohe und stabile Inklusion von Nachkommen aus zugewanderten Familien gesorgt haben. Aber mit Bildungszertifikaten ist noch kein Bindungsangebot verbunden.

Deshalb wird die Campusstadt mit lichten Durchblicken, kristallinen Gebäuden und hergerichteten kommunikativen Oasen gerade von diesen Bildungsgewinnern als urbane Fassade wahrgenommen. Eine erweiterte Universitätslandschaft definiert noch kein gemeinsames Leben. Die Google-Zentrale in Irland, die sich als inspirierendes und interaktives Ensemble mit thematischen Stockwerken in Rot, Grün, Gelb und Blau ausstellt, mutet einem nach gut 10 Jahren wie ein architektonischer Witz an. Es braucht schon die Anschauung einer regionsspezifischen Zukunft aus einer lokal geerdeten Herkunft.

## **Trügerische Idylle: Stadt als Park**

Dasselbe gilt für das Bild der Stadt als Park. Das ökologische Bewusstsein ist, wie Ulrich Beck seinerzeit messerscharf dargelegt hat, ein Risikobewusstsein und stiftet gerade kein Verwurzelungsempfinden. Der „zweite Moderne“ der permanenten Einpreisung von notwendigen Verlusten mangelt es an Projektionen einer gemeinsamen Zukunft. Die Stadt als Park muss daher als trügerische Idylle für jene wirken, die sich aufgrund ihrer guten Ausbildung und ihrer ökologischen Zivilisierung in einen abgeschlossenen städtischen Raum haben retten können.

Das Ruhrgebiet ist in den letzten 30 Jahren mit der Deindustrialisierung als Kulturalisierung und der Dekarbonisierung als Renaturalisierung beispielgebend vorangekommen. Die Frage von heute lautet freilich, was für eine Idee von Gesellschaft sich aus dem einzigartigen Konglomerat aus verstädterten Zonen, spektralen Infrastrukturen, dörflichen Enklaven, rekonstruierten Industriedenkmalern und renaturierten Wasserläufen und Seengebieten ergibt. Ein Konzept der dezentralen Zentralisierung mit ausreichender Teilvielfalt und notwendiger Themenfokussierung wiederholt nur den Stand der Dinge, bietet aber keine Perspektive jenseits des Vergesellschaftungskerns des industriellen Großbetriebs.

## **Orientierungsmarken der Urbanität**

Hier bedarf es eines starken, aber plastischen Begriffs von Urbanität, der aus der prinzipiell unvollständigen Integration urbaner Gebilde (so in klassischer Formulierung Hans Paul Bahrdt) Vorstellungen für die Erzeugung von Chancen, der Validierung von Anrechten und der Stiftung von Bindungen gewinnt.

Die urbane Qualität eines Konglomerats hängt zunächst und zumeist an der Wahrnehmung einer öffentlichen Geschäftigkeit, in der die kollektiven Ergebnisse eines wirtschaftlichen Lebens zum Ausdruck kommen. Städtisch sind kein Park und kein Campus. Urbane Teilhabe findet in der Rolle des Konsumenten wie in der des Produzenten statt, wobei natürlich nicht allein dingliche Waren, sondern auch vielerlei Dienstleistungen gehandelt werden. Es ist nur wichtig, dass für die Leute etwas passiert, in das sie automatisch einbezogen werden.

Das zweite Merkmal sind die städtischen Netzwerke des kommunikativen Austauschs zwischen näheren Bekannten, unbekanntem Bewohnern und auffällig Fremden, die sich auf der Straße, in Cafés, in Kaufhäusern, im Kino, im Museum oder an der Haltestelle begegnen. Das vor den Augen aller sich abspielende Distinktionsgeschehen versetzt einen öffentlichen Raum in eine urbane Vibration.

Und schließlich kann man sich eine Stadt nicht ohne ein gebautes Gesicht vorstellen. Die Bewohner einer Stadt müssen sich als Bewohner dieser Stadt in bestimmten baulichen Monumenten erkennen können. Das sind klassischerweise Plätze, Sakralbauten, Kaufhäuser, Bahnhöfe, Brücken oder neuerer Zeit in geradezu eminenter Art und Weise wieder Museen und Stadien. Es sind jedenfalls nicht einfach nur Narrative des Stadtmarketings, die Empfindungen einer urbanen Zugehörigkeit auslösen; die Gebäude halten fest, wo man ist und was einen an diesen Ort bindet.

Für die zwischenstädtischen Strukturen des neuen Ruhrgebiets sind diese Orientierungsmarken auf dem Feld des Urbanen deshalb wichtig, weil sich daraus Überlegungen zur Stimulierung eines gemeinsamen Lebens zwischen Stadtbewohnerinnen, die nicht mehr zusammen arbeiten, weniger zusammen einkaufen, sich kaum noch zusammen vergnügen, ableiten lassen. Die Idee des gemeinsamen Lebens unterläuft die im Diskurs der Moderne so unerbittlich gemachte Differenz zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen. Im Blick auf die Verbundenheit der Leute im Quartier oder in den Zwischenräumen außerhalb der Kernstadt denkt sie die Stadt als eine Praxis der stillen wechselseitigen Vergewisserung an dem Ort, wo man wohnt, wo die Kinder zur Schule gehen, wo man den Hausarzt aufsucht, wo man einen Augenblick in der Sonne sitzt und wo man unweigerlich miteinander Lebenszeit verbringt und ohne große Aufmerksamkeit untereinander wahrnimmt, wie man gemeinsam altert.

*Heinz Bude ist seit 2000 Lehrstuhlinhaber für Makrosoziologie an der Universität Kassel und seit 2020 auch Gründungsdirektor des documenta-Instituts in Kassel.*